

1. Erste Schritte auf dem Wege zum Frieden mit Israel

Von Mainz 1948 bis Bonn 1951

Man darf bei der Erörterung und Darstellung des Weges der Versöhnung zwischen Deutschen und Juden nie vergessen, daß all unser guter Wille, alle unsere Anstrengungen und Bemühungen, all das also, was wir schon getan haben, gegenüber der Maßlosigkeit des wiedergutmachenden Unrechts nur wenig bedeuten kann und erst Wirklichkeit gewinnt, wenn und soweit es von denen, die dies Unrecht erlitten haben, angenommen ist. Es darf also darin für uns keine Beruhigung geben, daß wir „schon getan haben“; es handelt sich immer noch um nicht mehr als erste Schritte, die freilich die Voraussetzung von unserer Seite für das sind, worum wir die andere Seite bitten und wozu wir ihre Antwort brauchen: Versöhnung und Frieden.

Wir schulden auch dem Bruder, gegen den wir gefehlt haben, für seine Vergebung nicht weniger, als der Katechismus als Voraussetzung für die göttliche Vergebung unserer Schuld aufzählt: die aufrichtige Reue aus Einsicht in das Böse unseres Tuns und Unterlassens; den festen Vorsatz, das Schuldigwerden nicht wieder geschehen zu lassen; die Wiedergutmachung des angerichteten Schadens. Denn diese drei: Reue, Vorsatz und Wiedergutmachung sind keine formalen Bedingungen sondern Anzeichen eines inneren Zustandes, der nötig ist, damit Versöhnung aufrichtig und wirklich geschieht, Anzeichen einer echten Bekehrung, in der der Mensch eines wahren Verhältnisses zu Gott und seinem Bruder wieder fähig wird.

Die Bekehrung des deutschen Volkes war die Hoffnung von 1945. Die Erschütterung, die es erlitt — und zu der die Enthüllung der furchtbaren Greuel des Regimes, dem es mehr oder weniger willig gedient, jedenfalls aber nicht widerstanden hatte, nicht wenig beitrug — schien bis in jene Tiefen der Seele zu reichen, in denen Bekehrung anheben muß. Aber die Hoffnung auf die plötzliche Bekehrung eines ganzen Volkes war wohl eine Überschätzung — mindestens der psychologischen — Wandlungsfähigkeit des durchschnittlichen Menschen. Was blieb und was bis heute geblieben ist, ist die Hoffnung, daß die Erschütterung das Volk williger machen würde, sich von nun an von den guten Kräften, die in ihm am Leben geblieben oder aufgewacht waren, einen langsamen und mühsamen Weg der Rehabilitierung führen zu lassen, auf dem es allmählich die innere und äußere Möglichkeit des Friedens mit den Völkern wiedergewinnen würde.

Wie die macht- und wirtschaftspolitischen Konstellationen seit 1945 diesen Prozeß beeinflussen — gehemmt, gehindert, in andere Richtung gelenkt und anscheinend im Augenblick in ein für uns und unsere Nachbarn kritisches Stadium gebracht haben —, ist ein verwickelter Vorgang, dessen positive und negative Seiten in eben diesem Augenblick kaum abzuwägen sind. Unberührt davon aber blieb auf jeden Fall unser Verhältnis zu den Menschen, an denen wir am schuldigsten geworden waren, den Juden. Keine äußere Entwicklung konnte die Ungelöstheit dieses

Verhältnisses beseitigt. Das trat zu Tage als der Staat Israel sich weigerte, dem Beispiel von 47 Staaten, die den Kriegszustand mit Deutschland für beendet erklärten, zu folgen. Die Friedenslosigkeit und Unversöhnlichkeit zwischen Deutschen und Juden reicht in Tiefen der Schuld und des Leidens, die durch keine politischen Zweckmäßigkeitserwägungen zu verdecken, die nur durch einen vollgültigen, glaubwürdigen Akt der Sühne zu überbrücken sind. Auch hier wäre es freilich unrealistisch zu glauben, daß ein solcher Akt bewußt und reflektiert von einem ganzen Volke innerlich gleichzeitig vollzogen werden könnte. Auch hier kann kaum mehr verlangt werden, als daß dieser Akt repräsentativ gesetzt wird und daß ihm zunächst aus dem Vertrauen in diese Repräsentanz zugestimmt und die Zustimmung in der Folge durch unermüdliche Aufklärungs- und Erziehungsarbeit bewußter gemacht, gestärkt und vertieft wird.

Der Weg solcher repräsentativer Akte und solcher Arbeit ist in Deutschland zunächst innerhalb der christlichen Kirchen vorbereitet worden. Die Evangelische Kirche trat schon früh mit diesem Anliegen an die Öffentlichkeit. Innerhalb des deutschen Katholizismus wurde es zunächst von einem Kreise von Menschen getragen, die sich schon während der Verfolgungszeit des organisierten Hilfswerks für die Juden angenommen hatten und die sich mit anderen dann in unserer Freiburger christlich-jüdischen Arbeitsgemeinschaft zusammenfanden. Aber als die deutschen Katholiken 1948 zum ersten Male seit dem Kriege auf dem Mainzer Katholikentag wieder an die Öffentlichkeit traten, machte sich der Katholikentag das Anliegen der christlich-jüdischen Versöhnung sofort rückhaltlos zu eigen, der Bochumer Katholikentag wiederholte die Mainzer Forderungen mit der Betonung ihrer Dringlichkeit und in Passau-Altötting wurde die christlich-jüdische Arbeit zum ständigen Anliegen der Katholikentage erhoben.

Der Mainzer Katholikentag hat bewußt die notwendigen Bestandteile eines vollgültigen Aktes der Sühne hervorgehoben. Er sprach zunächst ein klares Bekenntnis der Schuld der Christen aus: der Schuld des harten Herzens gegen die Brüder, die die Verfolgung durch die Mächte, die in Wirklichkeit ebenso Widersacher der Christen wie der Juden sind, in ihrer vollen mörderischen Härte fast allein traf; der Schuld, aus Uneinsichtigkeit der schleichenden Vergiftung durch den Antisemitismus erlegen zu sein; der Schuld der Angst und Feigheit vor der Macht des Bösen.

Als zweites prägte er dann die Aufgabe ein, die aus dem Vorsatz, nicht wieder schuldig zu werden, erwächst: durch unermüdliche Erziehungsarbeit in Seelsorge, Schule und Haus die Lücken des christlichen Bewußtseins zu schließen, in die der antisemitische Irrtum über die Judenfrage eindringen kann, und jeden neu aufflammenden Antisemitismus unerbittlich zu bekämpfen.

Als drittes aber läßt er keinen Zweifel an der Pflicht der Wiedergutmachung in strengem Sinne, bei der es sich „nicht bloß um die gerechte Verteilung vorhandener Güter, sondern um die Rückgabe widerrechtlich entwendeter“ handelt. Der Bochumer Katholikentag bringt ein Jahr später noch einmal unzweideutig zum Ausdruck, daß diese Pflicht der Wiedergutmachung auch schon durch die Verzögerung der notwendigen Leistungen verletzt wird und fordert deren „unverzügliche Durchführung“.

Es hat dann freilich lange gedauert, bis auch die staatlichen Autoritäten sich entschlossen, sich zur Erfüllung der vollen Voraussetzungen für einen Frieden mit Israel in diesem Sinne zu bekennen. Der mutige Ruf Erich Lüths, den wir in unserer nachfolgenden Dokumentenveröffentlichung der Erklärung der Bundesregierung mit Recht voranstellen, und das große Echo, das er fand, waren sicherlich ein starker Anstoß zu diesem Akt. Sie waren ein Zeichen dafür, daß die Beunruhigung über die ungeühnte Schuld an Israel in den Herzen der besten Deutschen noch immer groß und wach ist. Aber auch

der Inhalt der Regierungserklärung und die Tatsache, daß alle Parteien ihr zugestimmt haben, sind immerhin Ausdruck für das Bewußtsein des deutschen Volkes, daß zu Israel — wenn wir nun schon zu ihm zu sprechen versuchen — nichts Halbes und Ausweichendes gesagt werden darf. Das ist ein Grund, daß diejenigen, die unermüdlich für die Sühne und Versöhnung gearbeitet haben, auch zu so später Stunde noch Hoffnung haben dürfen.

Wir bitten Israel um Frieden. Es darf von uns verlangen, daß wir unsere Bitte glaubwürdig machen. Ein Zeichen dafür wird sein, daß wir beweisen, daß es uns um die Wiedergutmachung ernst ist und daß wir sie nicht mehr verzögern. Schwieriger und vielleicht letzten Endes entscheidender aber ist es, die Hoffnung auf eine echte Ausbreitung, Vertiefung und Bestärkung der Zustimmung zu jenem repräsentativen Akt der Reue und des Vorsatzes glaubwürdig zu machen, den die Regierung für das Volk geleistet hat.

Karlheinz Schmidhüs.

1a) „Wo ist Dein Bruder Abel?“

Ansprache von Wilhelm Präsent zur Einweihung des Gedenkmales auf dem Alten Judenfriedhof in Schlüchtern am 7. August 1949

Wer die eigne Sünde nicht richtig erkennt, der kann sie nicht recht bereuen; wer des Bruders Sünde nicht wirklich sieht, kann ihm nicht auf den Weg zur rettenden Buße helfen. Darum eröffnen wir die Reihe der Dokumente zur deutsch-jüdischen Versöhnung mit dem — der evangelischen Zweimonatsschrift „Unterwegs“ entnommenen — Text einer Rede, die ein deutscher Schullektor auf dem jüdischen Friedhof in Schlüchtern (Hessen) gehalten hat. Dort wurden zum Gedenken an 102 im Konzentrationslager ermordete Juden aus der Stadt und dem Kreise Schlüchtern fünf Grabsteine mit deren Namen errichtet.

Ein seltsames und bedeutungsvolles Zusammenreffen: am gleichen Tage, an dem die liebe alte Stadt Schlüchtern sich fröhlich der Wohltat ihres Mitbürgers J. J. Weitzel erinnert, wird auf dem Boden gleicher Stadt der größten Untat dieses Jahrhunderts gedacht, und Menschen versammeln sich zu der unheimlichsten Begräbnisfeier, die je im Kinzigtales begangen wurde, zu einem Begräbnis, bei dem die Toten fehlen, nicht, weil eine Naturkatastrophe ihre Leiber vernichtet hat oder weil sie für ihre Lieben auf fernem Kriegsschauplatz unerreichbar geworden sind, sondern aus viel schrecklicherem Grunde.

Nur ihre Namen sind gegenwärtig, eingemeißelt in den Steinen, die nun vor uns enthüllt wurden. Viele ihrer Träger habe ich gekannt, aber nur von einer der abwesenden Toten treibt es mich zu reden. In einer der vielen Reihen lese ich den Namen: Margot GRÜNFELD. Wer war Margot Grünfeld? 1938 trat ich eines Tages in den Schulhof einer Dorfschule des Kreises ein und sah das jüdische Kind zum erstenmal. Es stand, ein schwarzhaariges, schwarzäugiges Mädchen, 11 bis 12 Jahre alt, sauber gekleidet, die Hände auf den Rücken gelegt, allein und unbeweglich an der Mauer des Schulhauses in jeder Pause, durch Monate hindurch. Ein verfeimtes Judenkind, ausgestoßen aus der fröhlich lärmenden Gemeinschaft der spielenden Altersgenossen. Es starrte vor sich hin, ohne daß sein Auge etwas von der Umwelt aufnahm, ohne daß von innen her ein lebendiges Licht aufgetaucht wäre. Eine menschliche Larve. Ich fragte es, ob es nicht einen Blumenstrauß am

nahen Rain pflücken wolle, ob es nicht ein Frühstück bei sich trage, ob es nicht morgen seinen Ball mitbringen könne zum Zeitvertreib. Es blieb stumm, obwohl es das Wohlwollen in meinen Fragen spüren mußte. Kein Zug in seinem Gesicht veränderte sich. Starr, tot, leer, ausgehöhlt, ohne Beziehung zur Außenwelt, ein lebendiger Leichnam.

Am anderen Tag hatte es keinen Ball mitgebracht, wie mir schon meine Kollegen, die sich gleich mir um das Kind bemüht, vorausgesagt hatten. Eine Süßigkeit, in die Hand gedrückt, änderte nicht das Geringste. Die Finger schlossen sich ohne Freude um die aufgedrängte Gabe, kein Echo eines Gefühls kam, kein Blick, kein Wort. Es war entsetzlich. Und ebenso entsetzlich war die wirklich totale Gleichgültigkeit seiner Schulkameraden. Sie nahmen kein Ärgernis mehr an dem toten Gehäuse — die Periode der Schmähungen und Peinigungen war vorbei — es war weniger als ein Stein, den sie wenigstens einmal mit dem Fuß stießen, weniger als Straßendreck, dem sie wenigstens bewußt auswichen, es war weniger als Luft, die sie wenigstens an den frischen, warmgetollten Wangen empfanden. Noch nicht einmal mehr als Objekt ihrer nationalsozialistisch geschulten Bosheit kam das Mädchen in Betracht. Es war einfach nicht mehr da! Es waren hier beieinander eine ermordete Kinderseele und die vollendete Unbarmherzigkeit in anderen Kinderseelen.

Etwa 1933 war Margot Grünfeld in die Schule gekommen. Ihre ganze Kindheit, sonst die glücklichste Zeit des Menschenlebens, hatte unter dem Zeichen des von Monat zu Monat wachsenden Judenhasses gestanden. Die alleinstehende Mutter war arm. Nur noch eine alte Jüdin lebte außer der Mutter und Tochter Grünfeld im Dorfe. Das Mädchen hatte niemals eine freundliche Gemeinschaft, niemals eine glückliche Stunde erlebt. Wen überkommt nicht der Menschheit ganzer Jammer bei der Vorstellung davon, wie dieses Kind in die Stunde des letzten Grauens gestoßen wurde, einerlei, wie es den unschuldigen Opfertod erlitt, bewußt und voller Schmerzen oder unbewußt und schnell?